
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 264. Bromberg, den 15. November 1931.

Das doppelte Gesicht

Roman von Max Neal.

(7. Fortsetzung.)

Die Gräfin stand stumm dabei. Es war ihr nicht entgangen, welche Wirkung die Nachricht Iwans auf ihre Tochter ausgeübt hatte. Ihr bangte vor dem, was geschehen konnte. Wer wußte, zu welchem Schritt Bettina sich hinreißen ließ.

Der Mann trat, durch das Schweigen der beiden Damen scheinbar etwas verwirrt, von einem Fuß auf den andern.

„Hat er Ihnen denn nichts für mich mitgegeben?“ fragte Bettina endlich.

„Nein, darf er nicht. Aber er läßt die Komtesse bitten ... wenn Sie ihm etwas mitzuteilen haben, sollen es mir ruhig anvertrauen. Ich meine“, fuhr er fort und dämpfte dabei unwillkürlich die Stimme, „eine für ihn wichtige Nachricht ... Sie verstehen. Weiß ja, daß das eine für mich gefährliche Sache ist. Wenn man mich erwischt ...“, er machte eine Bewegung nach seinem Hals, „... aber er hat mich nun einmal geschickt.“ Er blinzelte die Komtesse mit einer gewissen biederen Vertraulichkeit an. „Es kann mir an den Kragen gehen, wenn man mich abfaßt. Aber für Iwan und das heilige Rußland tue ich es gern.“

Bettina besann sich. Sie verstand nicht recht, was der Mann meinte. Sie hatte nur den einen Gedanken, Iwan davon zu verständigen, daß er sie für immer verloren habe. Nicht ohne seine Schuld.

Sie bat den Mann, sich kurze Zeit zu gedulden. „Meine Mutter wird Ihnen inzwischen eine kleine Stärkung anbieten“, sagte sie. Dann begab sie sich in ihr Zimmer.

Die Gräfin zeigte auf einen Stuhl. Der Mann setzte sich ein bißchen umständlich auf dessen Kante, seine Mütze zwischen den Knien haltend.

Nachdem die Gräfin die Kerzen des vierarmigen Leuchters entzündet hatte, denn es war fast dunkel im Salon geworden, stellte sie ein Glas und eine Flasche auf den Tisch. Sie goß das Glas ein und schob es dem Mann hin. Er dankte und leerte es auf einen Zug. Die Gräfin schenkte es nochmals ein, dann setzte sie sich zu dem geheimnisvollen Gast an den Tisch.

Sie suchte den Mann, über dessen Gesicht der Flackerschein der Kerzen huschte, auszuhorchen, um Näheres über Iwan zu erfahren. Aber er wich ihren Fragen geschickt und vorsichtig aus.

Bettina kam nach einer Weile, einen Brief in der Hand, wieder in den Salon. Ihre Augen waren vom Weinen gerötet. Sie überreichte dem Mann, der sich bei ihrem Erscheinen erhoben hatte, das Schreiben und sagte, sich mühsam fassend: „Grüßen Sie Iwan Taschew ... alles andere steht in diesem Brief.“

Sie mußte sich abwenden, damit er ihre Tränen nicht bemerken sollte.

Der Mann steckte das Schreiben zu sich: „Wird an die richtige Stelle kommen, verlassen Sie sich darauf.“

Dann verabschiedete er sich mit zahlreichen Bücklingen, tappte die Treppe hinunter und verließ das Haus.

Bettina aber sank auf einen Stuhl. Der zurückgedämmte Schmerz nahm ganz Besitz von ihr.

Die Gräfin wagte in diesem Augenblick nicht, zu fragen, was sie an Iwan geschrieben habe. Sie wollte erst den Sturm in Bettina austoben lassen.

Als der Mann außer Sichtweite des Gärtnerhauses war, blieb er stehen. Er riß sich jetzt den Schnurrbart ab und nahm die Perücke vom Kopf. Poisson steckte beides in die Tasche. Dann öffnete er hastig den Brief und überflog dessen Inhalt. Er hatte Mühe, in der einbrechenden Dunkelheit die Buchstaben zu entziffern, aber er hatte nicht die Geduld, zu warten, bis er nach Hause kam. Er war zu gespannt, ob sein Streich gelungen war.

Als er den Brief zu Ende gelesen hatte, verzerrte sich sein Gesicht. Eine große Enttäuschung malte sich auf seinen Zügen. Er stampfte mit dem Fuß auf und zerknüllte wütend das Papier. Ein Fluch drängte sich über seine Lippen.

„Nichts wie weibisches Gejammer und Geflenne, weil sie sich mit dem Herzog verlobt hat und nun auf diesen Iwan verzichten muß“, murmelte Poisson verbissen. „Keine Spur einer politischen Nachricht, durch die wir sie hätten überführen können. Da war also meine ganze Mühe vergeblich.. Aber noch ist nicht aller Tage Abend. Sie geht mir schon noch ins Garn, das süße Vögelchen!“

Eilig schob er die Zweige einiger eng verwachsener Büsche auseinander, so daß unzählige Blütensternchen auf ihn niederrieselten, und verschwand im Dickicht.

Sechstes Kapitel.

Die sämtlichen Fenster im Mitteltrakt des Schlosses waren hell erleuchtet und warfen große, gelbe Flecke auf den Sand des vom aufgehenden Mond schwach erhellten Schloßplatzes.

Gedämpft klangen die Töne eines Menuetts herunter. Schwarze Schatten von schlanken Frauen und uniformierten Herren erschienen und verschwanden an den verhängten Fenstern.

Vor dem Eingangstor, unter dem der Portier mit Bandelier, Schiffhut und dem mit einem großen, silbernen Knopf geschmückten Stab breitspurig und mit zur Schau getragener Wichtigkeit stand, hatte sich eine Anzahl Leute aus dem Städtchen angesammelt, die das Tor umdrängten. Sie waren gekommen, nicht so sehr aus Teilnahme an dem Glück ihres Herzogs, der heute seine Verlobung mit der Komtesse von Hauenstein durch ein Ballfest feierte, als vielmehr aus reiner Neugierde, in der Hoffnung, elegante Toiletten, funkelnden Schmuck, goldstrotzende Uniformen, prachtvolle Gespanne zu sehen.

In dem großen Ballsaal des Schlosses tanzte man eben die letzte Figur des Menuetts.

Das Licht der vielen hundert Kerzen an den drei Lüstern, die von der mit Bildern geschmückten Decke herabhingen und in deren Glasprismen die Regenbogenfarben

endlich der Hausherr. Schon will Maas Nein sagen. Aber da stößt ihn Fräulein Helder an. Und ganz ruhig sagt sie: „Natürlich fehlt Kapital, wie überall heute . . .“

Der Alte schaut sich noch einmal alles an und läßt sich von Frieda erzählen, daß sie und ihr Bruder mit Maas gemeinsam arbeiten wollen, er soll ihre Sachen direkt verkaufen. Sie brauchen sie dann nicht mehr auf den Markt zu bringen und wieder nach Hause zu führen. Der Hausherr rechnet und fragt: „Sind 5000 Mark bestimmt genug?“

Maas glaubt, es mit einem Narren zu tun zu haben. 5000 Mark gegen eine Deckung, die mehr als wacklig ist. Aber Frieda zuckt mit keiner Wimper: „Es wird gerade reichen. Ja, es reicht ganz sicher“, sagt sie.

„Nämlich — sonst macht mein Bruder keine solchen Geschäfte“, sagt die Dame beim Weggehen. „Aber jetzt hätten Sie ihn ja mit einer Feder umwerfen können. Wie wir auf dem Polizeirevier den Ring wiederfinden, den ich vorgestern im Laden da verloren habe . . .“ —

Sehen Sie, nun getrau ich mich gar nicht mehr weiter zu erzählen. So viel Glück! Sie wissen es ja so gut wie ich. Noch mehr Glück: Denn natürlich wird die Fee Maas' Frau. Und es ist schon so: Manchmal fällt einem das Glück auf den Kopf . . .



Bunte Chronik



* **Herr Therully stabilisiert sein Angedenken.** Das Leben hatte Herrn Viktor Therully in Veleslavin (Tschechoslowakei) fast alles gegeben, was er verlangen konnte. Wachsende Bankkonten und eine entsprechend wachsende Schar von „getreuen“ Freunden. Nur die Lebensgefährtin fehlte. Onkel Viktor war ein eingefleischter Junggeselle, fest entschlossen, keine Familie zu gründen und den Rest seines irdischen Daseins — er zählte bereits sechzig Lenze — mit den berühmten Freunden im Saus und Braus zu verbringen. Ein einziger Gedanke verursachte dem greisen Lebenskünstler schweres Kopfzerbrechen. Wer sollte nach seinem Tode sein Grab pflegen? Die Verwandtschaft, mit der er zeitlebens auf Kriegsfuß stand, ganz gewiß nicht. Nachkommenschaft war nicht da. Also die lieben Freunde, die ihm bereitwilligst halfen, sein Geld durchzubringen. Auf die Leutchen war aber kein Verlaß. Der Gedanke, sehr bald in völlige Vergessenheit zu geraten, quälte den Alten immer stärker; und nach vielen schlaflosen Nächten gelang es ihm denn auch, sein Angedenken noch zu Lebzeiten sozusagen zu stabilisieren. Mit Hilfe einer Stiftung in Höhe von rund 50 000 Kronen. Bestimmt für Besucher, die dem toten Sonderling an seinem Geburts- und Todestage (der letzte steht noch nicht fest) ihre Aufwartung machen werden. Jeder Gast erhält vom Testamentsvollstrecker, sobald er die Visite mit der Quittung der Friedhofsverwaltung nachweist, bare 500 Kronen ausbezahlt. Selbstverständlich nur geladene Gäste. Etwa zehn Herren kämen da in Frage. Woraus hervorgeht, daß Herr Therully für ein halbes Jahrzehnt vorsorgte. Die zehn zu bezahlenden Trauernden faßten nun den ehrenwerten Entschluß, ihrem Genossen ein honorarfreies Angedenken zu bewahren und die jeweiligen 500 Kronen (60 Mark) nicht anzunehmen, sondern wohltätigen Zwecken zuzuführen. Herr Viktor nahm dies dankbar zur Kenntnis, ohne jedoch seine Verfügung rückgängig zu machen. Man kann es eben nicht genau wissen, wie die Sache laufen wird; warum soll er sich im Grabe ärgern? . . .

Die Krähen schreien und ziehen wirren Fluges zur Stadt;
Bald wird es schneien, weh dem, der keine Heimat hat.

Nietzsche.

*

Freigebig ist nicht, wer nur gibt,
Wo ihm kein Mangel droht;
Freigebig ist, wer Hunger hat
Und teilt mit dir sein Brot.

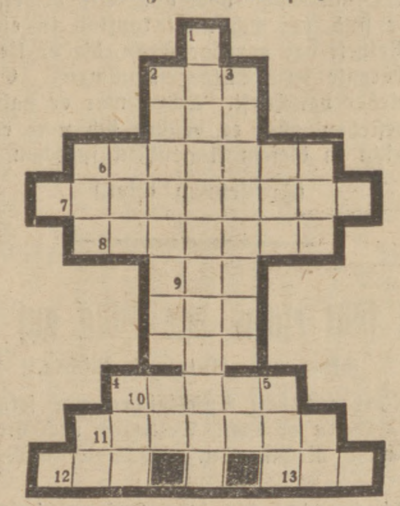
Rückert.



Rätsel-Ecke



Kreuzwort-Rätsel.



Wagerecht: 6. Einverständnis, Bündnis. — 7. deutscher Dichter. — 8. Ort an der Südspitze Norwegens. — 9. etwas Aussichtsreiches. — 10. weiblicher Name. — 11. Roman von Sienkiewicz. — 12. das, was wir nie verlieren sollen. — 13. spanischer Titel, russischer Strom, schottischer Fluß.

Senkrecht: 1. bekannter Tag im Jahr. — 2. (bis z. Sockel) Schlachtort in Brabant. — 3. (bis zum Sockel) das, was wir nach dem Kriege feststellten. — 4. alttestamentlicher Personenname, altes Gewicht. — 5. Schwur.

*

Rösselsprung.

du							bist
	bleich	ob	bist	reich	o-	bar	
	arm	ob	der	nennt	o-	rot	
	die	je-	der	du	nach-	wer-	
	er-	zu	ob	den	welt	o-	
	der	gan-	den	kennt	be	dem	
	muß	auf-	stau-	ze	der	dich	
mensch							bloß

*

Umwandlungs-Rätsel.

„Herz, bist jung!“

Das „i“ von „jung“ ist durch ein „e“ zu ersetzen, worauf man durch Umstellung der Buchstaben ein Wort zu bilden hat, das zu Beginn der rauheren Jahreszeit oft genannt wird.

*

Auflösungen der Rätsel aus Nr. 252

Rätsel: Taschentuch — Taschenbuch.

*

Kreuz-Rätsel:

		L	D	S		
		I	A	K		
F	E	B	R	U	A	R
K	L	E		T	T	E
G	O	L	I	A	T	H
		L	U	R		
		E	S	I		

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.

aufblitzten, ergoß sich auf das glänzende Parkett, entzündete in den Brillanten der Damen ein glitzerndes Feuerwerk und spiegelte sich in den Goldstickereien der Uniformen und der Galaröcke der Herren.

Der Herzog, der große Gala angelegt hatte mit Band und Stern des Schwarzen Adlerordens, tanzte mit der Komtesse Hauenstein. Als vis-à-vis waren Prinzessin Amalie Anna und der Vicomte de Semour befohlen.

Die Prinzessin hatte der Komtesse gegenüber zuerst eine hochmütige Miene aufgesetzt. Aber diese Haltung fiel der lebenslustigen, an Verstellung nicht gewöhnten Frau sehr bald lästig, um so mehr, als an der Tatsache der Verlobung doch nichts mehr zu ändern war. Außerdem erwachte in ihr ein gewisses Mitleid mit dem blassen, verschüchterten Mädchen, das als Braut nicht gerade sehr glücklich aussah.

So siegte das gute Herz der Prinzessin und sie richtete ab und zu ein aufmunterndes, scherzhaftes Wort an Bettina, die ihr dafür herzlichen Dank wußte. Der Herzog, dessen Gesicht vor Erregung leicht gerötet und in dessen Augen ein fröhliches Leuchten war, bemerkte diese Sinnesänderung seiner Schwester mit großer Befriedigung.

Der Vicomte aber, den die madonnenhafte Schönheit der Komtesse gefangen nahm und der jetzt die Liebe zu diesem Mädchen sehr wohl begriff, verhielt sich schweigsam und beschränkte sich Bettina gegenüber lediglich auf die zeremoniellen Verbeugungen, wie sie das Menuett vorschrieb. Nur ab und zu ließ er seinen forschenden Blick auf der Komtesse ruhen, als wollte er ihr Inneres durchschauen.

Als das Menuett zu Ende war, hielt der Herzog Cercle.

Die Prinzessin hatte den französischen Gesandten mit einem freundlichen Kopfnicken entlassen und schritt nun langsam, sich mit dem zierlich bemalten Fächer Kühlung zuwehend, durch den Saal, wobei ihre Blicke hastig durch die promenierenden Gäste glitten, als suche sie jemand.

Jetzt war sie an den Eingang des anstoßenden Dianasaales gekommen. In der Tür blieb sie stehen und ihre Augen schweiften durch den augenblicklich leeren Raum, in dessen Mitte auf einem rötlichen Marmorsockel die lebensgroße Bronzefigur einer Diana stand. Die Göttin stützte nachdenklich den Arm auf ihren Bogen und blickte auf ein Reh, das sich an ihre Beine schmiegte. Die Wände waren mit Jagdgemälden bedeckt, während die Stirnseite des Saales ein Gobelin abschloß, hinter dem eine kleine, nie benutzte Türöffnung auf einen schmalen, lichtlosen Korridor führte. Es war eine jener Geheimtüren, wie man sie noch oft in alten Schlössern findet und die in früheren Zeiten bei Liebesaffären oder drohender Gefahr eine Rolle gespielt haben mögen. Nun ist sie, seit man den Gobelin darübergehängt hat, in Vergessenheit geraten.

Prinzessin Amalie wollte sich schon wieder entfernen, als sie plötzlich im Dunkel einer Fensternische einen Offizier entdeckte, der, dem Saal den Rücken zukehrend, in die mondhelle Nacht hinausblickte.

Etwas zögernd schritt sie über die Schwelle, dann kam sie weiter in den Saal.

Der Offizier drehte sich um, durch das Knistern und Rauschen der Seide, das die Prinzessin beim Gehen verursachte, vielleicht aber auch durch das instinktive Gefühl aufmerksam gemacht, das man empfindet, wenn sich einem jemand nähert, auch wenn man ihn nicht sieht. Als er die Prinzessin bemerkte, trat er aus der Fensternische und verneigte sich, wobei er die Hacken zusammenschlug, so daß seine silbernen Spornrädchen leise klirrten.

Amalie Anna errötete ein wenig, als sie in dem Offizier Joachim von Erken erkannte, während in ihre Augen ein frohes Glänzen kam. „Oh — Sie, Herr von Erken", tat sie überrascht. „Aber warum so einsam? Sie ziehen es wohl vor, ein bißchen den Mond anzuschwärmen, statt sich in den Strudel des Festes zu stürzen?" fragte sie, aber es lag keine Spur von Spott in ihren Worten.

Im Gesicht Erkens zuckte keine Muskel. „Ich bin kein Freund von rauschenden Festen, Prinzessin", entgegnete er ausweichend.

Beide schwiegen. Das Gespräch wollte keinen rechten Fortgang nehmen, weil Amalie nicht wußte, wie sie die Rede auf das bringen sollte, was sie zu sagen entschlossen war. Und Joachim fürchtete, daß die Prinzessin wieder von dem beginnen könnte, was er am liebsten im tiefsten Herzen verschlossen hielt. Das legte sich wie ein Bann auf die beiden.

Amalie ließ sich jetzt auf das zierliche Kanapee nieder, das an der Längsseite des Saales stand, und klopfte mit der flachen Hand auf den Platz neben sich. „Setzen Sie sich zu mir, Erken", sagte sie.

Der Rittmeister folgte mit einer leichten Verbeugung, aber etwas zögernd dieser Aufforderung.

Die Prinzessin spielte mit ihrem Fächer, ohne Erken anzusehen. Endlich begann sie, und ihre Stimme zitterte leise: „Ich weiß, wen Sie lieben, Erken . . . und ich kann Ihnen verraten, daß Sie dieser Frau nicht gleichgültig sind."

„Prinzessin . . ." Der Rittmeister wollte sich erheben.

„Bleiben Sie sitzen. Die Sache zwischen uns muß endlich klar werden. Ich begreife Ihre Zurückhaltung und Ihre Reserve, die Sie mir gegenüber an den Tag legen zu müssen glauben. Aber ich kann es nicht länger mitansehen, wie Sie unter Ihrer Liebe leiden."

Erken blickte überrascht, fast erschrocken auf Amalie Anna, die mit großer Wärme und verhaltener Leidenschaft gesprochen hatte.

Sie wartete auf seine Antwort. Aber er blieb stumm.

Die Prinzessin wurde ein bißchen ungeduldig.

„Lassen Sie mich doch nicht auch noch das Letzte sagen, Joachim . . . das kann ich doch als Frau nicht. Habe ich denn nicht schon mehr als genug gesagt? An Ihnen ist es jetzt, Ihr Herz offen und ohne Rückhalt sprechen zu lassen."

In Erken erwachte jetzt mit einemmal die Erkenntnis. Und diese Erkenntnis machte ihn fassungslos. In welchem unseligen Irrtum war die Prinzessin befangen. Sie glaubte, seine Liebe gelte ihr, und er wage es nur nicht, diese Liebe einzugestehen, weil sie eine Prinzessin und er ein armer Offizier war.

In seiner Verwirrung vermochte er nicht gleich einen klaren Gedanken zu fassen. Er hatte nur das eine Gefühl, er müsse den Irrtum aufklären, ihr sagen, daß er sie hochschätze und verehre, daß seine Liebe aber einer anderen gehöre und daß, wenn diese andere auch jetzt für ihn verloren sei, er doch nicht fähig sei, sein Herz weiter zu verschenken.

Dann scheiterte aber diese Absicht wieder an der Scheu, der Prinzessin diese Enttäuschung zu bereiten, ihr wehe zu tun. Endlich raffte er sich doch zusammen. „Gnädigste Prinzessin . . . ich kann nicht sprechen . . . ich darf jetzt nicht", brachte er mühsam hervor. Er fand in diesem Augenblick keine anderen Worte.

Amalie Anna stutzte. Etwas in seiner Stimme irritierte sie. Sollte sie von ihrem eigenen Gefühl verleitet — aus seinem Zugeständnis, daß er eine Frau liebe, die ihm unerreichbar dünke, einen falschen Schluß gezogen haben?

Aber dann verwarf sie den Gedanken wieder. Vielleicht hatte sie sich zu weit vorgewagt und er vermochte nicht so rasch die gesellschaftliche Kluft, die seiner Meinung nach zwischen ihnen bestand, zu überbrücken. Es kam ihm die Möglichkeit, den trennenden Standesunterschied zu vergessen, zu plötzlich und überraschend. Der Prinzessin erging es wie Menschen, die etwas glauben, weil sie es glauben wollen. Freilich, wenn er sie so liebte, wie es ihr nach allem, was er gesagt hatte, schien, verstand sie sein Zögern nicht.

Betreten verstummten beide. Keines wußte, wie es die Aussprache fortsetzen sollte.

Aus dem Ballsaal kamen leise und bruchstückhaft die Rhythmen einer Gavotte zu ihnen hereingeweht. Die Kerzen an dem großen Lüster knisterten. Irgendwo klapperten Teller. Man vernahm ganz ferne Stimmen.

Die Prinzessin gewann zuerst ihre Haltung wieder. Sie sagte etwas verstimmt: „Erken, Sie scheinen immer noch nicht zu begreifen, daß schließlich auch eine Prinzessin nur eine Frau ist."

„Sie sind die schönste und liebenswerteste Frau, die ich kenne", erwiderte Joachim impulsiv, als suchte er seine ablehnende Antwort von vorhin wieder gut zu machen.

Das erweckte neue Hoffnung in ihr. Sie legte die so warm empfundene Äußerung zu ihren Gunsten aus. Sie wollte sie so auslegen. So etwas sagt man doch schließlich nur zu einer Frau, die man liebt, es liegt ein verstecktes

Geständnis darin. Es wurde ihr auf einmal wieder leicht ums Herz. Sie erhob sich. Erken stand gleichfalls auf.

„Ich weiß, Erken, Sie nehmen die Dinge schwerer als sie vielleicht sind. Sie sehen Hindernisse, über die ein anderer leichten Sinnes hinwegspringen würde, während Sie davor stehen und sie für unüberwindbar halten. Ich rechne Ihnen diese Hemmungen hoch an. Sie beweisen, daß Sie ein Kavalier sind, der sich nicht kopflos in ein Abenteuer stürzt, der Respekt hat vor der Frau, die er liebt."

Erken bereute sein Entgegenkommen. Er hatte die Lage nur wieder verschärft. Schon war er nahe daran, ihr alles einzugestehen, aber er besann sich noch einmal. Nur jetzt nicht, nicht in diesem Augenblick sprechen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Manchmal fällt einem das Glück auf den Kopf.

Skizze von Anton E. Zischka.

Maas lehnt auf den Apfelfässern vor seinem Geschäft und rechnet. Wenn er Licht, Telephon und die Miete und die dringendsten Rechnungen bezahlen will, braucht er 2500 Mark.

Der Platz ist nicht schlecht. Fast an der Stadtgrenze schon, aber dafür rechts die große Glühlampenfabrik, die U-Bahnstation, nicht weit, und nun wird bald der neue Wohnhausblock drüben fertig sein... Trotzdem: Es ist Mittag geworden, und nur ein einziger Kunde war da. Sehr feine Frau, den Kleidern nach. Hatte in allen Kisten herumgegriffen und jeden Apfel in der Hand gehabt und dann ein Pfund Rosinen gekauft.

Maas tut, was so viele Tausende heute tun: Er rechnet und rechnet und sieht doch keine Möglichkeit, über die tote Zeit zu kommen...

Die Straße ist fast leer, ein Kind läuft einem roten Ball nach. Aber dann kommt es blitzschnell. Das Kind tollt bis zur Ecke vor, und dort rast ein Motorrad heran. Hupen — ein Schrei — und das Kind, wie erstarrt, läuft geradewegs in die Maschine. Der Fahrer kann eben noch auf den Gehsteig lenken . . . und dann fallen schon die Apfelkisten und das Faß, und Maas hat ein Mädel im Arm, und beide sitzen jetzt mitten vor seinem Pleite-Geschäft.

Soll er wütend sein? Der ganze Außenaufbau ist hin. Das Motorrad liegt in den Orangen.

Dem Kind ist nichts geschehen. Dem Mädel? Maas trägt die Verunglückte ins Geschäft, spürt Blut auf der Hand. Aber sie ist nur sehr verlegen, schämt sich, entschuldigt sich unausgesetzt. Kann doch nichts dafür, hat den einzigen Ausweg gefunden, um nicht das Kind zu überfahren. Das Blut kommt nur von einer kleinen Hautabschürfung am Knie. Die Strümpfe sind hin, das Rad ist unbrauchbar . . . Sie reden, Maas zeigt keinerlei Zorn über den Schaden ... Ist doch so alles hin, denkt er. Nein: Er denkt nicht, denn sonderbarerweise hat er augenblicklich für nichts anderes Interesse als für das arme Mädel, die Motorradfahrerin...

Die ruht hinten im kleinen Zimmer aus, er geht ein Paar Strümpfe für sie kaufen. Dann hilft er das Rad fortbringen, damit es ausgebessert wird. Hört dabei, daß sie nicht zum Sport Motorrad fährt, sondern weil sie draußen vor der Stadt mit ihrem Bruder eine Geflügelfarm hat und ein kleines Glashaus. Als sie dann den Autobus nimmt und noch vielmals dankt, hat er alle Sorgen vergessen und hat sogar versäumt, sie nach Namen und Anschrift zu fragen.

Er kommt also ins Geschäft zurück, wo noch die Äpfel herumliegen. Natürlich ist gerade jetzt Kundschaft da gewesen. Maas kann den Mann noch an der Ecke erreichen. Kundschaft? Ein Angestellter vom Rechtsanwalt. Miete oder ausziehen . . . Was Maas erreichen kann, sind vierzehn Tage Aufschub.

Jetzt spürt er erst wieder, daß ihn der Kopf schmerzt, daß ihm das Mädel auf den Kopf gefallen ist. Langsam füllt er die Äpfel wieder ins Faß.

Aus also, denkt er. Und dann hält er einen glitzernden Ring in der Hand, der zwischen den Früchten lag, einen herrlichen Brillantring. Wenn der echt ist . . . Der kann natürlich nur von der Motorradfahrerin sein. Daß sie den Ring beim Sturz verlor, hat Maas gar nicht bemerkt. Am Abend geht er noch einmal nach seiner Bank, hört er noch einmal, daß jeder weitere Kredit unmöglich sei. Dasselbe sagen auch sein Freund und ebenfalls der Anwalt.

Maas nimmt den Autobus und fährt zu dem Mädel. In der Garage haben sie ihm die Anschrift gegeben.

„Ist Fräulein Helder da?" fragt er den Burschen, der im Garten arbeitet.

„Nein, ist nicht da. Handelt es sich um den Unfall?" — „Ja, es ist wegen des Unfalls", sagt Maas.

Da lacht der andere nicht sehr freundlich und schreit: „Gewonnen also. Hab' gleich gesagt, daß der Mann seine Äpfel bezahlt haben will. Wieviel?"

Maas erklärt, daß er nicht wegen des Schadens komme, sondern wegen dieses Ringes da. Ihr Bruder schaut den Schmuck an, lacht: „Wenn das der Frieda gehörte, da müßten wir Millionäre sein. Sind weit davon entfernt. Vielleicht ist der Ring falsch."

Da kommt Frieda heim. Sie freut sich, Maas zu sehen. Alle drei gehen ins Haus. Natürlich gehört der Ring nicht ihr, und echt ist er doch sicher. Es ist spät, als Maas heimkommt. Er hat sich überzeugt, daß es nicht ihm allein schlecht geht. Die Helders können ihr Gemüse nicht anbringen, nicht ihr Geflügel. Er bekommt keine Waren mehr ohne Barzahlung . . . Und die Miete. Er kennt nicht einmal den Hausherrn, der immer durch seinen Anwalt handeln läßt.

Am nächsten Morgen hinterlegt Maas den Ring auf der Wache und beginnt sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß er in zwei Wochen ausziehen muß. In drei Monaten gehört dann vielleicht der Ring ihm, oder er bekommt eine große Prämie. Ganz starr war der Kommissar über das herrliche Stück. Was wird ihm das dann nützen?

Zwei Kunden bis zum Mittag. Und dann kommt die Überraschung: Fräulein Helder ist da auf einem vorsintflutlichen Bauernwägelchen voll mit Obst und Gemüse und Geflügel. Ohne dabei zu reden, lädt sie ab, und dann stellt sie ein paar Buschen Blumen in einfache, schöne Vasen, die sie mitgebracht hat, und schließlich werden die verstaubten Regale geputzt und alle unnützen Dinge ins Hinterzimmer geworfen.

„Sollen wir unsere Sachen verderben lassen?" sagt sie dabei lachend zu Maas. „Während Sie keine Auswahl haben und deshalb keine Kunden."

Ganz lustig wird die Arbeit durch das junge Mädel. Am Abend ist aus dem Geschäft, das nach Pleite roch, aus dem alten Kramladen ein frisches, modernes, freundliches Lebensmittelgeschäft geworden. Friedas Bruder hat Plakate von der Landwirtschaftskammer mitgeschickt. Farbig, hell und freundlich werben sie für deutsche Erzeugnisse. „Das kann ich doch nicht alles annehmen", sagt Maas immer wieder. Aber Fräulein Helder hört gar nicht auf ihn. „In diesen Zeiten müssen alle zusammen helfen, nicht?" sagt sie nur. Inzwischen sind draußen ein paar Leute stehen geblieben, die sich über die plötzliche Veränderung wundern und über die Preise, die das Mädchen angeschrieben hat. Unglaublich billig — wie beim Bauern selber, und alles scheint frisch zu sein. Kunden kommen, und Maas verkauft allerhand.

Als er eben schließen will, um die neue Freundin nach Hause zu bringen, hält sogar ein mächtiges Auto vor dem Geschäft. Maas erkennt die Dame, die vorgestern herumsuchte, und hinter ihr drängt sich ein lachender, weißhaariger Mann in die Tür.

„Unglaublich, diese Veränderung", sagte die Dame. „Vorgestern roch alles nach Tod und Pleite — und heute ein aufstrebendes Geschäft. Ist das die gute Fee?" Maas ist verlegen, und der alte Herr zwinkert vergnügt mit den Augen. „Ich bin nämlich der Hausherr", sagt er endlich. „Freut mich, daß sich hier was geändert hat. Meine Schwester hat alles so schwarz geschildert, und da hab ich dem Anwalt telephoniert, daß es keinen Wert hat, noch lange zu warten. Jetzt . . ."

Dann reden alle vier; und Maas ist überglücklich, er braucht nicht auszuziehen. „Sonst fehlt nichts?" fragt